



## Friedrich Wilhelm Beeger

Seltsame Schicksale eines alten preußischen  
Soldaten

# Seltsame Schicksale eines alten preußischen Soldaten

Die höchst merkwürdige Lebensgeschichte  
des noch als Postmeister zu Ueckermünde im  
Königlich Preußischen Postdienst stehenden ehe-  
maligen Premier-Lieutenants,  
zuletzt im 13.Infanterie-Regiment

Friedrich Wilhelm Beeger

Engelskirchen  
2008

Fachverlag Amon

# Inhaltsverzeichnis

<a href="#"><u>Vorwort</u></a>	<a href="#"><u>Vorwort zur Ausgabe 1850</u></a>
<a href="#"><u>Vorwort</u></a>	<a href="#"><u>Vorwort zur Ausgabe 2008</u></a>
<a href="#"><u>1.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Meine Jugendzeit</u></a>
<a href="#"><u>2.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Mein Leben als Soldat</u></a>
<a href="#"><u>3.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Der Feldzug des Jahres 1806 - Der Rückzug nach der unglücklichen Schlacht bei Auerstedt - Meine Gefangennahme bei Lübeck - Die Flucht nach Berlin</u></a>
<a href="#"><u>4.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Flucht zum Freikorps Schill - Die Kämpfe um Kolberg - Meine Gefangenennahme - erneut Kriegsgefangener</u></a>
<a href="#"><u>5.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Meine Flucht und erneute Gefangennahme - erzwungener Eintritt ins französische Militär - erneute Desertion und gemeinschaftliche Flucht</u></a>
<a href="#"><u>6.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Vor dem Militärgericht - Eintritt in das westfälische Militär - Nach Spanien! - Meine Verwundung</u></a>
<a href="#"><u>7.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>Der Rücktransport nach Frankreich - Die Amputation - Meine Rückkehr zum Regiment, die Beförderung - Erneute Desertion - Auf Seiten der Aufständischen - Neue Gefahren, eine neue Uniform</u></a>
<a href="#"><u>8.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>An Bord - Der schreckliche Sturm - Auf der Insel Mallorca - Im Dienste Englands - Ich nehme meinen Abschied und will nach Hause - Erneuter Eintritt ins preußische Militär - Meine Verheiratung - Der Feldzug gegen Russland</u></a>
<a href="#"><u>9.Kapitel</u></a>	<a href="#"><u>In Russland - Meine erneute Verwundung - Ein höchst freudiger Brief - Der Winter kommt - Die Fahrt nach Königsberg - Lazarettaufenthalt und Entlassung als Invalide</u></a>

10.Kapitel     Ich trete wieder in die Armee ein - Die Kämpfe 1813 - Zwei Verwundungen - Wieder französischer Gefangener - Die Belagerung von Wittenberg - Befreiung und weitere Kämpfe gegen Napoleon - Mein Rückzug ins Privatleben

Nachwort

Anlage 1     Musketier des Infanterie-Regiments *von Arnim* (Nr.13).

Anlage 2     Offizier des Infanterie-Regiments *von Arnim* (Nr.13).

Anlage 3     Aufruf des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. "An Mein Volk!" vom 17.März 1813

## Vorwort

Schon seit mehreren Jahren beabsichtige ich, von vielen meiner Freunde und Gönner dazu ermuntert, meine Biografie herauszugeben, doch wurde ich bisher durch mancherlei Umstände an der Ausführung dieses Vorhabens behindert.

Nun ich endlich dazu geschritten bin, ist das Resultat der von mir in den weitesten Kreisen veranstalteten Subskription leider weit hinter meinen bescheidensten Erwartungen zurückgeblieben, ein Beweis, dass die gegenwärtigen Zeitverhältnisse auch meinem Vorhaben keineswegs günstig sind.

Wird nun der in den Subskriptionseinladungen angedeutete Zweck in der von mir erhofften Weise auch nicht erreicht werden, so habe ich doch von der Ausführung des inzwischen schon begonnenen Werkes um so weniger abstehen können, als mir von vielen Seiten versichert worden ist, dass mein Buch, wenn erst vollendet, in manchen Kreisen eine noch regere Teilnahme finden werde.

Indem ich dasselbe nun der Öffentlichkeit übergebe, sei es mir vergönnt, die geehrten Leser darauf aufmerksam zu machen, dass es keineswegs meine Absicht war, ein Werk von schriftstellerischer oder gar kriegsgeschichtlicher Bedeutung zu liefern. Hierzu fehlt es mir, der ich erst als Soldat Schreiben lernte, an derjenigen höheren Befähigung, die sich in späteren Jahren niemand mehr aneignen kann, dessen Erziehung und Bildung in der Jugend so vernachlässigt wurde, wie die meinige. Ich beschränke mich auf die einfache Erzählung meiner Erlebnisse und auf die kurze Anführung derjenigen historischen Ereignisse, denen ich entweder beiwohnte oder die doch auf die Entwicklung meiner Lebensverhältnisse eingewirkt haben.

In der Erzählung meiner Jugendgeschichte sowohl, wie auch meiner späteren Erlebnisse habe ich manches unberührt gelassen, dessen Erwähnung mein Buch vielleicht interessanter gemacht haben würde. Nach reiflicher Überlegung habe ich mich dazu entschlossen, um meine Jugendgeschichte nicht auf Unkosten der Pietät, welche das Kind den Eltern schuldig ist, effektreicher zu machen, andererseits aber auch, um nicht durch die Erzählung von Abenteuern zu fesseln, durch die ich nach mancher Seite hin Anstoß erregen könnte.

Ueckermünde, im Monat Juli 1850  
Friedrich Wilhelm Beeger

## Vorwort zur Ausgabe 2008

Die hier vorliegende Geschichte eines Mannes aus einfachsten Verhältnissen ist letztmalig im Juli 1850 veröffentlicht worden. Auch nach mehr als 150 Jahren liest sich seine Lebensgeschichte wie eine Fabel, in der er von der Uniform eines Musketiers des *Ancien Regimes* im Laufe seiner Wanderung nach Hause in so viele steigt, dass man fast an einen Maskenball glauben möchte.

Dabei streitet er manchmal für Kaiser Napoleon, den er doch eigentlich als preußischer Untertan bekämpfen möchten, und oftmals gegen ihn. Aber immer hat er nur ein Ziel, egal mit welchen Schwierigkeiten und Mühsalen verbunden, nach Hause zu gelangen um in der preußischen Uniform die Schmach von 1806 auszuwetzen.

Das Manuskript wurde in eine zeitgenössische Rechtschreibung gesetzt und dort wo es notwendig schien, mit Fußnoten versehen. Zur besseren Vorstellung eines Angehörigen der Infanterie-Regiments *von Arnim* (Nr.13) wurden in der Anlage 1 und 2 zwei Uniformfarbtafeln des Künstlers J.B. Schiavonetti aus Berlin hinzugefügt, der die Uniform dieser Einheit im Jahre 1806 wiedergibt.

Engelskirchen, im Mai 2008

Alexander Monschau  
Verleger

# 1. Kapitel

## Meine Jugendzeit

Geboren auf einem Erbpachthofe bei der Stadt bei der Stadt Lippehne in der Neumark, sind mir diejenigen Annehmlichkeiten, welche wohlhabende Eltern ihren Kindern bereiten können, nur unbewusst zuteil geworden. Leider gingen sie für mich viel zu früh verloren durch das traurige Schicksal meiner Eltern, worin ja auch meine Kindheit innig verflochten war.

Der eheliche Unfriede, jener schreckliche Dämon des Familienglückes, hatte meinen Vater bewogen, sein Gut zu verlassen und seine Stelle als Oberfeuerwerker im 3. Artillerie-Regimente, das in Berlin garnisonierte, wieder einzunehmen. Meiner Mutter verblieb die Last und die Sorge der Wirtschaft, jedenfalls aber für sie zu schwer, denn nach einiger Zeit musste das Gut der Schulden halber verkauft werden.

Warum nun gerade unter solchen Umständen mein Vater seinen Abschied vom Regimente nahm und sich die geringen, aber sicheren Subsistenzmittel nicht erhielt, ist mir unbekannt. Er kehrte zu uns zurück; aber das Glück des ehelichen Lebens war für immer verschwunden und die Scheidung erfolgte.

Der Vater war nach gerichtlichem Erkenntnis verpflichtet, für mich und meinen Bruder, die Mutter für die Schwestern Sorge zu tragen. Kurz vor dem Beginn der Rheinkampagne hatte mein Vater, wohl gedrängt durch Nahrungssorgen, aufs Neue seine Wiederanstellung beim Regimente beantragt und aus Rücksichten für seine militärische Brauchbarkeit erhalten. Bevor er aber zum Regimente abging, hatte er die traurige Pflicht zu erfüllen, seinen beiden Söhnen ein Asyl außerhalb des elterlichen Hauses zu

beschaffen, denn die Mutter konnte und wollte uns nicht länger bei sich behalten.

Nie werde ich den Tag der Trennung mit seinen Eindrücken auf mich vergessen! Keine Träne, kein Wort der Liebe begleitete uns segnend auf den Weg der Prüfung. Im Unmut ergriff mich der Vater ziemlich unsanft und expedierte mich zu dem Wagen, auf welchem mein älterer Bruder bereits Platz genommen hatte. Aber in dem nämlichen Augenblick ergriff mich die natürliche Kindesliebe zur Mutter mit ihrer ganzen Innigkeit, ich riss mich los aus der väterlichen Hand, um noch einmal der Mutter Herz für mein trauriges Schicksal zu erweichen. Umsonst! Ich musste zum Wagen zurück und zwar noch mit den Schmerzen einer Kopfwunde, die ich mir durch einen Fall zugezogen hatte. Das war mein Abschied aus dem elterlichen Hause, das ich nachdem nie wieder betreten sollte.

Unsere Reise ging nach dem Städtchen Bernstein, wo sich mein Stiefgroßvater von einem Torschreiberposten kümmerlich ernährte. Bei ihm sollten wir unseren Unterhalt finden.

Mein Vater trat mit den mir unvergesslichen Worten ins Zimmer: „Mutter, ich gehe jetzt wieder zum Regiment und vermutlich nach Frankreich. Mit meinem Weibe bin ich geschieden, den großen Jungen bringe ich nach Soldin zum Wundarzt in die Lehre, wollen Sie den Kleinen bei sich behalten, so will ich Ihnen Geld für seinen Unterhalt schicken. Wollen Sie sich aber nicht mit ihm befassen, dann mag aus dem Jungen werden, was da will, ich überlasse ihn seinem Schicksal.“

Mein Großvater mochte wenig Lust haben, mich bei sich aufzunehmen, aber er musste sich wohl in den Willen meines übelgelaunten Vaters fügen.

Am nächsten Morgen schloss mich mein Vater in seine Arme, ermahnte mich unter Küssen zum Gehorsam gegen die Großeltern und trat dann mit dem Bruder die Weiterreise

an. Ich ahnte nicht, dass dies der letzte Kuss meines scheidenden Vaters und Bruders sein würde und doch machte, trotz meiner Jugend, diese Trennung einen unauslöschlichen Eindruck auf mein kindliches Gemüt.

Erst sechs Jahre alt, war ich von meiner Mutter verstoßen, von Vater und Bruder verlassen und kam in das Haus der Großeltern, um dort auf keine Rosen gebettet zu werden. Der Großvater, ein schon alter aber noch sehr rüstiger Mann, konnte bei seiner mangelhaften Bildung und dem Hange zum Genuss geistiger Getränke keinen vorteilhaften Einfluss auf mich ausüben.

Vielmehr hätte ich, bei der fast jedem Kinderherz eigentümlichen Empfänglichkeit für das Böse, unter diesen Umständen ohne das Walten der schützenden Vorsehung ein Taugenichts werden müssen. Jede meiner Handlungen, sie war gut oder böse, wurde mit derselben Härte bestraft. Dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend, beschränkten sich die Erziehungspraktiken des alten Mannes, der im Siebenjährigen Kriege Husarenunteroffizier gewesen war, nur auf das Wort „Prügel“.

Am übelsten war ich daran, wenn der Branntweinvorrat ausgegangen war und ich angewiesen wurde, ohne Geld denselben zu ergänzen. Ich musste dann zu den freigebigen Branntweimbrennern meine Zuflucht nehmen. Doch wehe, wenn ich auch von diesen mit leerer Flasche zurückkam. Jedes Mal machte mein Rücken dann eine erneute Bekanntschaft mit der kleinen eisernen Visitierstange.

Aufbrausendes Temperaments, wie mein Großvater war und dazu noch jener Leidenschaft frönend, wurde er wegen eines Dienstvergehens gegen seine Vorgesetzten nach der zwölf Meilen entfernten Stadt Falkenburg versetzt. Auch diese Reise gehört nicht zu den fröhlichen Ereignissen meines Lebens und fast wäre ich in der harten Behandlung meines Großvaters erlegen, wenn nicht die Großmutter sich

meiner liebevoll angenommen und durch Worte des Trostes und des Gottvertrauens mich aufrecht erhalten hätte.

Auch in der neuen Heimat wurde ich nicht zur Schule geschickt und zwar lediglich, weil es an dem nötigen Schulgelde fehlte. Alle deshalb gestellten Anträge an den Vater, der im Laufe der Zeit zum Offizier befördert worden war, waren vergebens und meine Mutter, die sich inzwischen an einen Müller verheiratet hatte, durfte oder wollte nicht die Mittel zu meiner Erziehung hergeben.

So wuchs ich ohne Unterricht auf, nur dem segensreichen Einfluss der alten Großmutter überlassen, deren Gebete meine einzige geistige Nahrung ausmachten. Da traf die Nachricht vom Tode des Vaters ein, den er in einem Gefechte in Frankreich gefunden hatte und zum ersten Mal fühlte ich mich auf das Tiefste erschüttert und mit Bangigkeit für die Zukunft erfüllt. Die Gegenwart gab mir geringen Trost und Halt an der Großmutter, der Großvater verfuhr aber um so rücksichtsloser gegen mich, da er die Vorwürfe meiner Eltern nicht mehr zu fürchten hatte und er ohnehin für die Vorstellungen seiner Frau unempfindlich war.

Die unregelmäßige Lebensweise meines Großvaters mochte wohl die Ursache sein, dass seine Einnahme kaum zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse hinreichte. Es ging sogar so weit, dass uns oft das Brot fehlte, um unseren Hunger zu stillen und nicht selten pries ich mich glücklich, wenn meine Spielkameraden, die Söhne wohlhabender Bürger, ihr Frühstück mit mir teilten. Es war dies gleichsam ein Tribut für jene Rolle, die ich als Anführer bei ihren militärischen Spielen bekleidete, denen ich mich mit wahrer Leidenschaft hingab, so oft es mir möglich war, den Blicken meines Großvaters zu entschlüpfen.

So kümmerlich wie meine Nahrung, ebenso dürftig war auch meine Kleidung, denn von ihr war in dem Ausgabeetat meines Großvaters gar nicht die Rede; ich sah mich daher genötigt, so gut es gehen wollte, die abgelegenen Kleider

meiner glücklicheren Spielkameraden bis auf den letzten Fetzen zu benutzen. Dabei kam es aber einmal vor, dass ich, wegen mangelnder Fußbekleidung noch spät im November barfuß einhergehen musste. Recht schmerzlich musste ich zur Erkenntnis meiner dürftigen Lage am Tage meiner Einsegnung kommen.

Es war der Palmsonntag, an welchem ich - wie es in jener Gegend Brauch und Sitte war - im zwölften Lebensjahr die Weihe zum Christentume empfangen sollte. Zufällig besuchte ich einen meiner Einsegnungsgenossen, den Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, kurz vor dem Beginne der kirchlichen Feier in seiner Wohnung. Als ich ihn aber in seinen schönen neuen Kleidern vor mir stehen und das Wohlgefallen sah, mit dem die Blicke der Eltern an dem sauber gekleideten Knaben hingen, fing ich bitterlich zu weinen an, denn ich fühlte, wie gar traurig es doch um ein Kind steht, das aller Pflege und Liebe beraubt, in die Schule der Not und des Elends hineingestoßen wird.

Ich fühlte in einem vorübergehenden Momente die ganze Bedeutung des Wortes, ein Waise sein. Die braven Eltern meines Freundes trösteten mich nicht nur, sondern gaben mir auch einen alten Anzug ihres Sohnes, in welchem ich denn nach Möglichkeit herausstaffiert in die Kirche trat.

Die Ermahnungen des die Einsegnung vollziehenden Oberpfarrers, der einen Teil seiner Worte besonders an mich elternloses Kind richtete, machten einen erhebenden Eindruck auf mich. Ja, noch in meinem späteren Leben hat mich die Erinnerung daran zuweilen von dem Pfade des Bösen abgehalten.

Mein Pflegevater drang nach der Einsegnung in mich, irgend eine Profession zu erlernen; aber die vielleicht vom Vater geerbte Vorliebe für den Soldatenstand hatte mir jedes bürgerliche Gewerbe verleidet; ich weiß nicht mehr, bei wie vielen Meistern ich in die Lehre gekommen sein

mag, doch ich erinnere mich, dass ich bei den meisten der dort gebräuchlichen Handwerke debütiert habe.

Bei meinem Unvermögen, ein Lehrgeld zu zahlen, sollte ich mich in sechs Jahren frei lernen. Diese schienen mir aber eine halbe Ewigkeit und, bei sitzender Hantierung, unüberwindlich.

Einem Schneider lief ich schon in der ersten Probewoche davon, ebenso wenig hielt ich bei einem Schuhmacher aus. Von einem Tuchmacher in Calies, wo ich bitterlich hungern und entsetzliche Misshandlungen erdulden musste, begab ich mich zu einem Bäcker nach Stargard. Dieser versprach mich zu kleiden, hielt aber sein Versprechen schlecht. Mitten im Winter ließ er mich in Kleidern einhergehen, die so zerlumpt waren, dass ich kaum meine Blöße damit bedecken konnte.

Solches Verständnis war mir unerträglich, ich entschloss mich daher, von zwei Übeln das Kleinste zu wählen und lieber zu meinen Großeltern zurückzukehren. In der Stille und ohne Wissen des Meisters entfernte ich mich in aller Frühe aus dem Hause und trat ohne Geld und des Weges unkundig, mit einem Groschenbrot in der Tasche, bei rauer Winterzeit meine Wanderung an.

Am dritten Tages meines Umherirrens wurde es so entsetzlich kalt, dass ich halb verhungert und erstarrt auf der Landstraße liegen blieb und gewiss erfroren sein würde, wenn nicht ein Bäcker aus Nörenberg das Werk eines barmherzigen Samariters an mir geübt hätte. Dem braven Manne hatte es nicht gelingen wollen, mich aus den totenähnlichen Schläfe, in den mich sowohl Kälte als Entkräftung versenkt hatten, zu erwecken; er lud mich daher auf seinen Wagen und brachte mich nach seinem Wohnorte.

Nicht gering war mein Erstaunen beim Erwachen aus dem bewusstlosen Zustande. Dichte Finsternis, welche in dem von mir eingenommenen Raume herrschte, ließ mich bald

an meinem wachen Zustand, bald an meinem Augenlichte zweifeln. Endlich überzeugte ich mich durch das Betasten der engen Bretterwände von meinem sargähnlichen Lager, das sich bei näherer Betrachtung als der Brotkasten des Bäckers ergab.

Während des Weihnachtsfestes blieb ich in dem Hause meines Erretters und setzte dann, als gelinderes Wetter eintrat, meine Wanderung fort. Mein Großvater empfing mich keineswegs mit offenen Armen, sondern schwor hoch und teuer, dass ich einst die schönste Zierde des Galgens werde. Diese Worte erregten so sehr mein Ehrgefühl, dass ich gelobte, niemals eine entehrende Handlung zu begehen und somit die Prophezeiung des alten Mannes unwahr zu machen.

Mein Entschluss, Soldat zu werden, kam immer mehr zur Reife und ich wartete nur darauf, die zum Eintritt in das Militär erforderliche Körperstärke zu besitzen, um mich jenem Stande zu widmen.

Meine Neigung, die kriegerischen Übungen und Paraden der Soldaten zu sehen, war so groß, dass ich oftmals, wenn ich in den Wald geschickt wurde, um Holz zu holen, meine Karre stehen ließ und zwei Meilen weit marschierte, um nur dem Dienste einer in der Nachbarschaft garnisonierenden Kürassierskadron beizuwohnen. Kam ich dann todmüde und völlig ausgehungert des Abends nach Hause, so wartete meiner statt des erwünschten Abendbrottes - der gewaltige Zorn meines Großvaters. Aber selbst die erlittene Züchtigung half nichts.

Nach einigen Tagen dachte ich wieder an die stattlichen Kürassiere in ihrer blinkenden Rüstung und dann hätte mich keine Furcht vor Strafe von meiner Wanderung zurückhalten können. Die Zeit zwischen diesen Exkursionen benutzte ich zu Feld- und Gartenarbeiten für fremde Leute, die mir 2 gGr. Tagelohn einbrachten und so rückte endlich der Winter an, in dem mein Schicksal eine andere Wendung erhielt.

Eines Abends war ich in dem Hause eines Gastwirtes, bei dem ein Dragoneroffizier übernachtete. Meine unverwandt auf diesen stattlichen Offizier gerichteten Blicke mochten ihn wohl aufmerksam gemacht haben. Einige an mich gerichtete Fragen beantwortete ich mit einer Lebendigkeit, die Herrn von S. zu gefallen schien. Er lud mich ein, mit ihm nach Polen zu reisen und sein Bedienter zu werden; ich hatte den Mann, der mir solche Aufmerksamkeit schenkte, schon wegen seines freundlichen Wesens lieb gewonnen, daher bedachte ich mich keinen Augenblick, sein Anerbieten anzunehmen. Als sein Bedienter dünkte ich mich schon ein halber Soldat, und unter der Protektion eines Offiziers hoffte ich auch bald ein ganzer zu werden.

Mein Großvater, vielleicht herzlich froh, meiner auf eine gute Manier los zu werden, hatte wenig Bedenken gegen meinen Abgang und so ging es, nach einem zärtlichen Abschiede von meiner Großmutter, schon am nächsten Morgen von dannen.

Es war an dem Tage grimmig kalt, meine Kleider litten wie gewöhnlich an Altersschwäche und schützten ebenso wenig gegen den brausenden Nordwind, als gegen das heftige Schneegestöber. Meine Glieder waren erstarrt, meine Sinne schwanden und zum zweiten Mal war ich bewusstlos fremder Hilfe überlassen. Freundlich nahm sich Herr von S. meiner an und ließ nichts unversucht, mich in der nächsten Station wieder auf die Beine zu bringen. Als dies geschehen war, hüllte er mich in einen neugekauften Schafspelz und so ging es ohne weitere Störung nach dem Orte der Bestimmung.

Dort wurde ich vortrefflich gekleidet und lernte reiten, kochen, frisieren und mehr dergleichen Bedientenkünste; ich bemühte mich, der Güte meines Herrn würdig zu sein und wurde dafür von ihm liebevoll und freundlich behandelt.

So wurde Herr von S. nicht nur in leiblicher, sondern auch in moralischer Hinsicht einer meiner größten Wohltäter,

denn indem er mich der traurigsten Lebenslage entriss und dem Ziel meiner Wünsche entgegenführte, erweckte er aufs Neue das fast erstorbene Vertrauen zu den Mitmenschen und belebte mein Herz mit edleren Gefühlen.

Aber schon nach einem halben Jahre trat für mich eine Veränderung ein. Bei der Revue traf Herr von S. mit seinem Bruder zusammen, der zwar Lieutenant desselben Regiments war, aber in einer anderen Garnison stand. Diesem mochte ich gefallen und daher bat er meinen bisherigen Herrn, mich an ihn abzutreten. Sein Anersuchen deshalb war so dringend, dass sein Bruder, wenn auch mit Widerwillen, es ihm doch gewähren musste.

Diese Veränderung erfüllte mich anfangs mit großer Traurigkeit, aber ich überzeugte mich bald, dass mein neuer Herr mich zu ebenso großer Dankbarkeit verpflichtete.

Als er sah, wie sehr meine Erziehung vernachlässigt worden war, ließ er sich dazu herab, mich mit der lebenswürdigsten Sorgfalt zu unterrichten. Dafür war aber auch meine Liebe zu ihm so groß, dass ich für ihn jeder Aufopferung fähig gewesen wäre.

Doch eines solchen Glücks sollte ich mich dauernd nicht erfreuen; dass Missgeschick duldete mich in so angenehmen Verhältnissen nicht lange. Schon im Herbst trat mein Herr eine Urlaubsreise zu seinem Vater an, auf der ich ihn begleitete. Als wir uns zur Rückreise anschickten, verlangte der alte Herr von S., ich sollte zu seiner Bedienung bei ihm bleiben. Leider hatte ich schon hinreichend Gelegenheit zu der Wahrnehmung gehabt, dass mit diesem abermaligen Wechsel keineswegs eine Verbesserung meiner Verhältnisse verbunden sein würde. Deshalb sträubte ich mich dagegen; aber mein Herr war ein gehorsamer Sohn und obwohl er meine Dienste ungern entbehrte, drang er doch in mich, bei seinem Vater zurückzubleiben. So ging es mir denn wie einem Sklaven,

der jeden Augenblick gewärtig sein muss, einem anderen Herrn anzugehören.

Bevor ich nun die Geschichte meines neuen Leiden beginne, will ich versuchen, ein skizzenhaftes Konterfei meines neuen Gebieters zu entwerfen. Ungefähr 60 Jahre alt und von bedeutendem Leibesumfange hatte er früher das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen, infolgedessen es ihm fast unmöglich war, sich ohne fremde Hilfe fortzubewegen. Seine Launenhaftigkeit, wahrscheinlich infolge körperlicher Leiden, machte den Umgang mit ihm, namentlich seinen Untergebenen, äußerst beschwerlich. Dabei sprach er fast immer in plattdeutscher Mundart und übermannte ihn, was nicht selten war, die üble Laune, so stotterte er.

Seine einzige Beschäftigung war die Jagd. Wie schon gesagt war er aber ein schlechter Fußgänger, daher lag mir denn die schwere Verpflichtung ob, ihn in einem Wagen, der vielleicht schon unter einem der Pommerschen Herzöge gedient haben mochte und den jetzt eine altersschwache Rosinante mühsam davonschleppte, zu fahren.

Trotz seines Alters hatte mein neuer Herr ungemein weitsehende Augen. Mit seltenem Scharfblick entdeckte er auf die weiteste Entfernung einen Hasen im Lager und da galt es ihm dann gleichviel, welche Hindernisse ich mit dem schwerfälligen Braunen zu überwinden hatte. Er verlangte nun in möglichster Eile dem Hasen auf Schussweite nahe zu kommen. Aber das Terrain war oft so uneben, dass ich, trotz aller Vorsicht, die alte Karosse umwarf. Durch die dabei erlittenen Kontusionen, mehr aber noch durch das Ärgernis, den Hasen davonlaufen zu sehen, wurde der alte Herr in die übelste Laune versetzt, welche denn die heftigsten Schwingungen seines Krückstockes zur Folge hatte.

Diese bewogen wiederum mich unverzüglich, dem Beispiele des Hasen zu folgen. Einholen konnte mein Herr mich nicht und so gab es denn oft die lächerlichsten Szenen, wenn ich in einer Entfernung von zehn Schritten wegen der

mir angedrohten Hiebe förmlich mit ihm kapitulierte. Was früher die Visierstange meines Großvaters an meinem Rücken noch unberücksichtigt gelassen hatte, das musste jetzt die Bekanntschaft des fatalen Krückstockes machen.

Allmählich fingen meine Kleider auch an durch die Hasenjagd sehr mitgenommen zu werden und da mein Herr sie durch neue nicht ergänzen ließ, ich aber auch keinen Pfennig Lohn erhielt, so glaubte ich mich auch nicht verpflichtet, in diesem Verhältnis länger auszuhalten.

Von einer gutwilligen Entlassung konnte aber bei der Sinnesart meines Herrn, der mich förmlich für seinen Leibeigenen hielt, keine Rede sein. Meinem Unternehmungsgeiste wäre es ein leichtes gewesen, davonzulaufen, aber ich hoffte nach einiger Zeit von meinem früheren Herrn aus dieser Sklaverei erlöst zu werden. Diese Hoffnung ermutigte mich, alles Ungemach zu ertragen, das mir die üble Laune des alten Herrn täglich bereitete.

Sein Sohn war inzwischen nach Berlin versetzt worden. Um so größer war daher meine Freude, als ich eines Tages den Befehl erhielt, meinen Herrn auf eine Reise dorthin zu begleiten. Diese Reise war für mich, der ich das Treiben einer großen Stadt noch nicht kannte, ein wahres Ereignis.

Die Freundlichkeit, mit der ich von meinem früheren Herrn empfangen wurde, gab mir den Mut, ihm zu erklären, dass ich es bei seinem Vater nicht länger ertragen könne und dass ich lediglich in der Hoffnung mit nach Berlin gereist sei, bei ihm zu bleiben.

Aber sein Ersuchen deshalb wurde von seinem Vater rundweg zurückgewiesen und so musste ich denn, nachdem wir 14 Tage in dem schönen Berlin verweilt hatten, schweren Herzens von meinem Wohltäter Abschied nehmen.

Auf dem Bock unseres alten Phaetons hatte ich Muße genug, über meine Verhältnisse allerhand Betrachtungen